

Paul Celan: "Sprich auch du"

Versuch einer Deutung

Sprich auch du,
sprich als letzter,
sag deinen Spruch.

Sprich -
Doch scheidet das Nein nicht vom Ja.
Gib deinem Spruch auch den Sinn:
gib ihm den Schatten.

Gib ihm Schatten genug,
gib ihm so viel,
als du um dich verteilt weißt zwischen
Mittnacht und Mittag und Mittnacht.

Blicke umher:
sieh, wie's lebendig wird rings -
Beim Tode! Lebendig!
Wahr spricht, wer Schatten spricht.

Nun aber schrumpft der Ort, wo du stehst:
Wohin jetzt, Schattenentblöster, wohin?
Steige. Taste empor.
Dünnere wirst du, unkenntlicher, feiner!
Feiner: ein Faden,

an dem er herabkullert, der Stern:
um unten zu schweben, unten,
wo er sich schimmern sieht: in der Mündung
wandelnder Worte.

1. Bede: Allenan nennt das vorliegende Gedicht "eine postolo-
gisch-programmatische Selbstanweisung". Diese Aussage weist auf
die grundlegende Bedeutung der Strophe als sprachlich-kommunikativen
Form hin: jede der ersten vier Strophen beginnt mit einem Imper-
ativ, und auch in der 5. Strophe ändert sich der Imperativ. Der
Dichter gibt sich selbst die Anweisung zu sprechen. Bedenkt man,
daß für Celan Sprache und Dasein ganz untrennbar sind, daß sich
das Dasein in der Sprache auslebt und die Sprache das Dasein zu
sich selbst bringt, dann wird man sagen dürfen: indem er sich
die Anweisung gibt, in einer bestimmten Weise zu sprechen, for-
dert er sich auf, so und nicht anders zu sprechen.

"Sprich auch du,
sprich als letzter,
sag deinen Spruch."

Er fordert sich auf, in einer besonderen Weise zu sprechen und dazusein. Die Anweisung "Sprich auch du" fordert nicht auf, sich in das Sprechen der ihn umgebenden Menschen zu begeben, mit-zu-sprechen, sich der alltäglichen Funktion von Sprache zu überlassen, vielmehr ist ihm aufgetragen, als "letzter" zu sprechen. Welchen Sinn kann eine solche Anweisung haben? Ist sie zu realisieren, wenn man bedenkt, daß menschliches Gespräch, ob man es nun als Dialog zwischen dem Ich und dem Du, als Diskussion in der Gruppe oder als das Gespräch, das in erweiterten Sinn zwischen den Menschen verschiedener Geschichtshorizonte gesprochen wird, versteht, immer dialektisch ist? Im Sinne dieses Sprechens gibt es kein "letztes". Wer dennoch als "letzter" spricht, stellt sich in der Weise seines Sprechens und mit dem, was seine Sprache sagt, aus der sich in der Sprache setzenden und in ihr auslegenden "Welt" des Menschen hinaus. Er beansprucht, indem er spricht, den Punkt jenseits des Denk- und Sprachmöglichen, von dem aus eine absolute Kritik des von den Menschen alltäglich Gesprochenen möglich wird. Der letzte Vers erweitert und verdeutlicht die Anweisung, indem er eine alttestamentliche Sprachfigur aufgreift: "Sag deinen Spruch". Die Qualität dessen, was es als "letztes" zu sagen gilt, wird vom Dichter auf einer Ebene mit dem "Spruch Jahwes" gesehen. So wie bei den Propheten in der Sprache eines Menschen Un-sagbares gesagt und durch das hörbare Wort zur kritischen Instanz für menschliches Denken und Sprechen wird, so soll auch hier im "Spruch" das Un-sagbare, Un-überholbare, darum letztlich Kritische gegenüber allem Kategorial-Geschichtlichem gesagt werden.

2. Diese zunächst noch sehr offene, beinahe formale Anweisung der 1. Strophe wird in der 2. und 3. Strophe gefüllt.

"Sprich -

doch scheidet das Nein nicht vom Ja.

Gib deinem Spruch auch den Sinn:

gib ihm den Schatten.

Gib ihm Schatten genug,

gib ihm so viel,

als du um dich verteilt weißt zwischen

Mittnacht und Mittag und Mittnacht."

Die Sprache des Alltags und der Wissenschaft ist gekennzeichnet durch die Scheidung des Nein vom Ja. Ja und Nein zu sagen, das heißt zu urteilen, ist ihre Funktion. Indem ich denkend spreche und sprechend denke, bezeichne ich im Begriff und Urteil dieses und jenes und grenze es von einander ab. Denkend und sprechend mache ich so das mich Umgebende, ja mich selbst, letztlich auch das Nicht-mehr-Denkbar und doch als Wirklichkeit Erfahrene begrifflich und damit überschaubar. Die Welt wird meine Welt; in ihr kenne ich mich aus; in ihr bin ich zu Hause. So wird meine Rede im gängigen Verständnis "sinnvoll"; ich erfahre meine Welt gelichtet und nenne die erfahrene Lichtung "Wahrheit". Der Dichter aber gibt sich die Anweisung, so eben nicht zu sprechen. Wenn seine Sprache diesen "vergegenständlichenden Charakter" nicht mehr haben soll, wenn sie durch den Verzicht auf die durch sie ermöglichte logische Unterscheidung anders ist als die Menschensprache, was ist dann ihr Inhalt? Welches ist ihre Funktion? Was heißt hier Sinn? Was bedeutet hier Licht? Was heißt hier "Wahrheit"? Sein "Spruch" soll "Sinn" tragen; er - der Dichter - soll ihm den Sinn geben; der Sinn aber ist der "Schatten".

"Gib deinem Spruch auch den Sinn:
gib ihm den Schatten."

Der Doppelpunkt zeigt an, wie Celan "Sinn" und "Schatten" mit einander verbunden sieht: "Schatten" erklärt das, was "Sinn" meint.

Eine Rede ist im gängigen Verständnis sinnvoll, wenn Dunkelheit dem Licht, d.h. Unklarheit der klaren Einsicht in gegenüberstehende Sachverhalte vorgängig gewichen ist. "Schatten" ist dort, wo ein Gegenstand dem Einfall des Lichtes - d.h. der Erkenntnis - im Wege steht. Der Gegenstand verstellt das Licht, oder: er widersteht dem Licht. Wer im Schatten ist, mag um die Lichtquelle wissen, das Licht selbst nimmt er nicht wahr. Die Gegenstände, die es zu sehen gilt, verlieren ihre Konturen; er erkennt sie nicht. Wie kann "Sinn" da sein, wo "Schatten" ist? Diese Frage bedrängt den, der von der abendländischen Denktradition bestimmt ist. Offenbar aber beabsichtigt Celan diese Bedrängnis. Gegen das uns geläufige Verständnis von Denken und Sprechen hält er fest: Sinn ist da, wo Schatten ist. Indem er

am Ende der 4. Strophe seine Aussage mit dem Wahrheitsbegriff verbindet - "Wahr spricht, wer Schatten spricht." -, macht er seine Aussageabsicht vollends deutlich: Wer im Sprechen den Schatten anwesen läßt, dessen Rede trägt Sinn; sie entbirgt das Verborgene: sie ist wahr. Sollte Celan die Umkehrung des Platonischen Höhlengleichnisses beabsichtigt haben? (Ein ähnliches Verfahren in dem Gedicht "Tübingen, Jänner" legt das nahe. Dort wird der Anfang des Hölderlin-Gedichtes "Patmos" umgekehrt. In unserem Gedicht läßt ein Vers der vorletzten Strophe daran denken: "Steige. Taste empor.") Plato - und in seiner Nachfolge die gesamte abendländische Denktradition - fordert den Menschen auf, sich vom Uneigentlichen, Schattenhaften, Abbildhaften, Vergänglich-Zeithaften zu lösen und zum Eigentlichen, Unvergänglich-Überzeitlichen, zum Urbild und Urgrund aufzusteigen; er will so den Menschen zur Identität mit sich und dem Grund allen Daseins führen. Celan weist sich an, den umgekehrten Weg zu gehen: "Gib ihm (dem Sinn) den Schatten". Von diesem "Schatten" weiß er, daß er "zwischen Mitternacht und Mittag und Mitternacht" um ihn verteilt ist.

Was meint die Metapher "Schatten"? Geht man von der Annahme aus, daß Celan tatsächlich die Umkehrung des Platonischen Höhlengleichnisses wollte, dann meint "Schatten" die Abwesenheit jener Erkenntnis, die das Denken des Menschen mit dem ideenhaften Grund des Daseins eins sein läßt. Die Abwesenheit dieser Erkenntnis aber gründet - insofern sie konstitutiv für das Dasein ist - den Tod. Die Verfallenheit des Daseins an den Tod findet in der Metapher "Schatten" ins Wort. Wenn er sagt, daß der "Schatten" zwischen Mitternacht und Mittag und Mitternacht" verteilt ist, dann liegt in diesem Ausdruck vielleicht ein Hinweis auf den erfahrenen Horizont des Überzeitlichen, in dem sich das dem Tode verfallene Dasein vollzieht. (Der Gebrauch der Metaphern "Mitternacht" und "Mittag" in anderen Gedichten, z.B. "Köln am Hof" läßt das vermuten.) Augenblicke der Transzendenzerfahrung aber lassen die Verfallenheit des Daseins an den Tod nur noch deutlicher werden: Der unheimliche Widerspruch eines an Überzeitliches verwiesenen und dennoch zum raum-zeitlichen Ende verurteilten Daseins erscheint.

"Gib deinem Spruch auch den Sinn;
gib ihm den Schatten."

In der Negation der gegenständlichen Erkenntnis - also in der Verbergung - entbirgt sich das Verborgene: die Wahrheit wird erfahren. Die Sinnlosigkeit des Daseins, das an das Todlose verwiesen und dennoch dem Tod verfallen ist, erscheint als Sinn.

3. In der folgenden (1.) Strophe erweist sich das bisher Gesagte als erster, unabhängiger Schritt auf einem Weg, der durch die Bejahung und Aufnahme des Schattens in die Sprache - und damit in das Dasein - zum Licht, d.h. zur Wahrheit und zum Leben führt.

"Blicke umher:

sieh, wie's lebendig wird rings -

Beim Tode! Lebendig!

Wahr spricht, wer Schatten spricht."

Die Aufnahme des Schattens in die Sprache und das Dasein stellt den Menschen zum Tode. Er ist jetzt beim Tod. Aber dieses Dasein beim Tod erweist sich als "Leben": "Beim Tode! Lebendig!" Jenseits eines Denkens, das Licht verspricht, aber letztlich das Versprechen nicht hält, und eines Lebens, das Dasein verspricht, aber das Versprechen nicht zu halten vermag, "lebt" der Mensch jetzt wirklich. Er ist im Leben; sein Dasein hat Sinn; beides aber, weil er "beim Tode" ist. Er spricht wahr; er ist wahr. Das in diesen Versen Ausgesprochene ist eine Erfahrung, die im Sinne des gegenständlichen Denkens weder verifizierbar noch falsifizierbar ist. Der Dichter macht sie, sofern er sich auf die Anweisung, so zu sprechen und sprechend so zu leben, eingelassen hat. Der Imperativ "Blicke umher!" fordert auf, diese Erfahrung zu machen. Wer die Erfahrung gemacht hat, weiß, daß die Aufforderung, so zu sprechen und zu leben, richtig war. Er weiß es: "Wahr spricht, wer Schatten spricht." Er weiß aber auch, daß er damit in einem neuen, anderen als noetischen, fremden und bedrohenden "Licht" steht.

Worte, wie "Wahrheit" und "Leben" haben einen anderen Inhalt bekommen. Man könnte sagen: Sein Dasein hat eine existentielle Wende erfahren, oder besser: Die wirkliche Existenzialität des

Auf Grund der unvollständigen Bedeutung D. Celans zu Meister Eckhart ist es jedoch konstatiert zu sagen, daß "Dünn werden - zum Faden werden" metaphorisch den existenziellen Vorgang ausdrückt, den die Mystik mit "entwerden" bezeichnet. Das "Entwerden" aber ermöglicht die Herabkunft des "Sterns": "Feiner: ein Faden, // an dem herabfällt der Stern." In mehreren Gedichten Celans begegnet die Metapher "Stern". Sie meint die geglückte Transzendenz im Ereignis der Sprache, den "Durchbruch" des Daseins durch alle Vordergründigkeit in den endgültigen Grund und dessen Gegenwärtigung im gesprochenen Wort, die zum "Faden" gewordene - oder besser: "entwordene" - Existenz ermöglicht, daß die Wirklichkeit unüberholbarer Erfüllung denn und wann in die geschichtliche Welt der Menschen und deren sprachlichen Ausdruck hineingespiegelt wird: Der Stern will an Faden herab

"um unten zu schwimmen, unten,
wo er sich schimmern sieht: in der Übung
wandernder Worte."

So schergewichtig und eindrucksvoll der existentielle Vorgang, der dem Menschen jetzt abverlangt wird, in der Metapher des "Dünn- und Feiner-Werdens und des Fadens" auch ausgesagt wird: geglückte Transzendenz, Antworten, Durchbruch - also das, was mit den Metaphern "Stern" und "Faden, an dem der Stern herab-will" dichterisch angedeutet ist - ist letztlich nicht das Ergebnis einer transzendentalen Reduktion oder einer äußersten subjektiven Anstrengung, es ist vielmehr - unbeschadet der äußersten Anstrengung des Daseins als einer Möglichkeitsbedingung für das Ereignis der Transzendenz selbst - Gabe, die empfangen wird, und, wenn sie in der Sprache ankommt, verdankt werden muß: Stern, der herabwill.

4. Sicher ist es unmöglich, als Christ eine Dichtung Celans wie diese zu deuten, ohne den eigenen Verständnishorizont in die Deutung miteinzubringen. Der Respekt vor der Eigengestalt des begegnenden Daseins und das Bemühen, diese Eigengestalt, so wie sie ist, zu erfahren, nötigt den Deutenden, soweit es überhaupt möglich ist, alles zu tun, um eine Projektion des Eigenen in das Dasein des Begegnenden zu verhindern. Am Ende dieses Ver-

suches aber wäre es unwahrscheinlich, nicht auf die dialogische Situation des Deutenden mit dem Gedeuteten hinzuweisen. Diese von Gemeinsamem und Verschiedenem durchwaltete dialogische Situation soll zu Wort kommen durch die Erinnerung an einen biblischen Text, der m.E. den Gedanken Celans sehr nahe steht und doch das 'Unterscheidend-Christliche' zur Sprache bringt: 1 Kor 1,17-2,16.

"Christus hat mich ja nicht ausgesandt zu taufen, sondern die Heilsbotschaft zu verkünden, und zwar nicht in Weisheitsrede, damit das Kreuz Christi nicht zunichte gemacht werde. Das Wort vom Kreuz ist nämlich denen, die verlorengelassen, eine Torheit, uns jedoch, die gerettet werden, eine Gotteskraft. Es steht ja geschrieben: "Vernichten will ich die Weisheit der Weisen und die Klugheit der Klugen beiseite schieben." Wo ist ein Weiser, wo ein Schriftgelehrter, wo ein Wortfechter dieser Welt? Hat Gott nicht die Weisheit der Welt als Torheit erwiesen? Denn da die Welt in der Weisheit Gottes durch ihre Weisheit Gott nicht erkannte, hat Gott es für gut befunden, durch die Torheit der Prediger jene zu retten, die da glauben. Während nämlich die Juden Zeichen fordern und die Griechen Weisheit suchen, predigen wir Christus, den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit; den Berufenen aber, Juden wie Griechen, (verkünden wir) Christus als Gottes Kraft und Gottes Weisheit. Denn die göttliche Torheit ist weiser als die Menschen, und die göttliche Schwäche ist stärker als die Menschen. Schaut doch nur auf eure Berufung, Brüder! Da sind nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Hochgeborene. Nein, was die Welt für töricht hält, hat Gott auserwählt, um die Weisen zu beschämen; was die Welt für schwach hält, hat Gott auserwählt, um das Starke zu beschämen, und was in der Welt ohne Adel dasteht und nichts gilt, was nichts ist, das hat Gott auserwählt, um das, was etwas ist, zunichte zu machen, damit kein Fleisch sich brüste vor Gott. Von ihm aus seid ihr in Christus Jesus, der uns von Gott zur Weisheit gemacht ist, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. So sollte das Schriftwort Geltung behalten: "Wer sich rühmen will, soll sich im Herrn rühmen."

Zuch in das, als ich zu euch kam, Brüder, nicht gekommen, um euch mit überwältigender Beredsamkeit oder Weisheit das Zeugnis Gottes zu verkünden. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, unter euch nichts anderes zu kennen als Jesus Christus, und zwar den Gekreuzigten, wofür bin ich in Schwachheit und Furcht und Zittern unter euch aufgetreten. Mein Wort und meine Verkündigung geschah nicht in gewinnenden Weisheitsworten, sondern im Erweis von Geist und Kraft, damit euer Glaube nicht auf Menschenweisheit beruhe, sondern auf Gottes Kraft.

Weisheit aber verkünden wir unter den Vollkommenen, jedoch nicht die Weisheit dieser Welt noch jene der Herrscher dieser Welt, die abgetan werden. Sondern wir verkünden Gottes geheimnisvolle, verborgen gehaltene Weisheit, die Gott vor aller Zeit zu unserer Verherrlichung vorausbestimmt hat - keiner von den Herrschern dieser Welt hat sie erkannt; denn hätten sie sie erkannt, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt -, sondern (wir verkünden) wie geschrieben steht: "Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gedungen ist, alles, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben." Denn uns hat es Gott offenbart durch den Geist; denn der Geist erforscht alles, sogar die Tiefen Gottes. Welcher Mensch nämlich weiß, was im Menschen ist, als nur der Geist des Menschen, der in ihm ist? So erkennt auch keiner, was in Gott ist, als nur der Geist Gottes. Wir aber haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist, der aus Gott stammt, damit wir erkennen, was uns von Gott im Gnaden verliehen ward. Davon reden wir auch, aber nicht in angelehrten Worten menschlicher Weisheit, sondern in Worten, die wir vom Geiste lernten, indem wir Geistesgut in Geistesworten ausdrücken. Ein naturhafter Mensch aber nimmt nicht auf, was vom Geiste Gottes stammt; denn es ist ihm eine Torheit, und er vermag es nicht zu begreifen, weil es geistig beurteilt werden will. Das Fleischnütze aber beurteilt alles, wird jedoch selbst von niemand beurteilt. "Denn wer hat den Sinn des Herrn erfasst, daß er ihn belehren könnte?" Wir aber haben den Sinn Christi.